



Reichsarbeitsminister Seldte

Karl Bauer



Störrisch

Bold

Ja, und —?

DIE GESCHICHTE EINES PHILOSOPHEN

VON HANS RIEBAU

Mein Freund Georg, das ist sonst ein ganz netter Junge. Aber eine verheulene Angelegenheit hat er. Man kann ihm erzählen, was man will: Jedesmal, wenn man fertig ist, zuckt er zweimal mit der linken Schulter, hebt erstaunt den Kopf und fragt: „Ja, und —?“

Auf den ersten Blick scheint das eine zwar dumme, aber nicht sehr gefährliche Unart zu sein. Wenn zum Beispiel irgendein Mann zu ihm sagt: „Heutliches Wetter heute!“ — und Georg mit der Schulter auf und nieder zuckt und fragt: „Ja, und —?“, so ist der Mann wohl ein wenig irritiert. Möglicherweise sagt er noch hinzu: „Ich meine nur so“, und vielleicht wirft er auch einen scheuen Blick auf Georg. Damit aber ist dann die Szene wohl zu Ende.

Neulich ist es dann so gekommen, wie es kommen mußte. Georg und ich standen auf der Straßenbahn. Neben uns lehnte ein eleganter, aber immerhin zwei Meter großer und sehr muskulöser Herr. Georg war nicht recht zu sehen mit sich und mit der Welt. „Ich brauche eine Frau“, sagte er, „ich möchte mich gern verloben. Und vor allem brauche ich ein Paddelboot mit blauen Deck und weißen Rumpf, damit ich mit meiner Braut nach dem Müggelsee fahren kann, und dann brauche ich —“

„Geld“, lächelte ich, „damit du die ein Paddelboot kaufen kannst. Woher sollst du denn das Geld, und ich habe erst recht keins.“

Georg hob erstaunt den Kopf, „Ja, und —?“ fragte er.

In diesem Augenblick griff der große, muskulöse Herr neben uns in das Gespräch ein. „Ich weiß jemanden“, sagte er, „der hat ein erstklassiges Paddelboot zu verkaufen.“

„Ja, und —?“ zuckte Georg die Achsel.

Da fing der Herr an, von dem Mann, der ein erstklassiges Paddelboot zu verkaufen hat,

zu erzählen. Zuerst sprach er sehr ruhig. Nach dem dritten „Ja, und —?“ aber wurde er nervös, kam vom Thema ab, und dann redete er plötzlich von seinem großen Vorkampf. „Es hätte nicht viel gefehlt“, sagte er, „und dieser Vorkampf wäre für mich die Vorstufe zur Weltmeisterchaft geworden. Was aber tut der Schiedsrichter? Er disqualifiziert mich, trotzdem das Publikum vor Entzückung brüllt und schreit. Er disqualifiziert mich, weil er — wie sich später herausstellte — besessen war.“

Georg zuckte zweimal mit der Achsel und hob den Kopf. „Ja, und —?“ fragte er.

In diesem Augenblick hörte ich deutlich, wie die Zähne des Herrn anfangen zu knirschen. „Wenn Sie noch einmal „Ja, und —?“ sagen“, leuchtete er, „schlage ich Sie kurz und klein.“

Georg hob erstaunt den Kopf, „Ja, und —?“ flüsterte er.

Nunmehr geschah es. Der Herr hob die Hand, und dann klatschte es, einmal, zweimal, dreimal.

Georg stand, mit knallroten Backen, wie betäubt. Zwar zuckte seine Achsel zweimal auf und nieder, und wie von einer unsichtbaren Kraft bewegt, hob sich sein Kopf. Aber kein Wort kam über seine Lippen.

Indessen, wie es ja so geht, war der Horn des Angreifers zugleich mit der explosiven Entladung veräuschelt. Ja, das Fehlen jeder Gegenwehr machte ihn unsicher und ängstlich. Möglicherweise hatte er zu fest geschlagen. Mög-

licherweise gab es da noch allerlei Scherereien.

„Ich muß Sie um Verzeihung bitten“, murmelte er schließlich, „mein Temperament ist mit mir durchgegangen.“

Georg zuckte zweimal mit der linken Achsel, hob erstaunt den Kopf und sagte: „Ja, und —?“

Das verwirrte den anderen nun erst recht.

„Ich bin ja gern bereit“, flötete er. „Ich weiß nur nicht, wie Sie es aufnehmen...“ Ich möchte natürlich keinen Skandal —“

Und schon hatte er einen Zwanzigmarmark in der Hand und reichte ihn Georg.

Georg nahm den Schein, zuckte zweimal mit der Achsel, hob erstaunt den Kopf und sagte: „Ja, und —?“

Der Herr schluckte ein paarmal trocken hinunter, warf einen hilfseuchenden Blick um sich und reichte Georg einen zweiten Zwanzigmarmark.

„Ja, und —?“ fragte Georg. —

Als die Straßenbahn hielt, hatte er sechzig Mark in der Brieftasche. Wir gingen sofort in Bornemanns Weinstube. „Das Paddelboot!“ flüsterte ich. Georg aber bestellte eine gute Flasche. „Haben Sie vielleicht zufällig Rheinlachs da?“ fragte er den Kellner.

„Ja, wohl“, nickte der Kellner, „und ganz feine holländische Austern auch.“

„Ja, und —?“ fragte Georg.

„Und ein Entrecôte Gratinberg könnte ich empfehlen“, diente der Kellner.

„Ja, und —?“

„Ente.“

„Ja, und —?“ — — —

„Hör mal“, sagte ich, als das Frühstück zu Ende war, „ich habe es ausgerechnet: Du wirst die Rechnung gerade eben bezahlen können. Davon aber, daß du die ein Paddelboot kaufst, um mit einem Mädchen Ausflüge nach dem Müggelsee zu machen, kann keine Rede mehr sein.“

(Fortsetzung Seite 29)

Kleine Reflexion

Das Kind, Gesind und Rind,
Das Haus, die Laus, die Maus,
Die Flut, die Wut, der Hut —
Wie reimt sich das doch gut!

W. v. W.

DER MANN IN DER ZELLE

VON WOLFGANG FEDERAU

Der Mann in der Zelle warf sich auf seiner schmalen Pritsche unruhig hin und her. Seine Augen waren weit geöffnet, aber er sah nichts. Dunkelheit stand um ihn wie eine Mauer und die Wände des Kerkers lasteten auf ihm wie der Deckel eines Sarges, den zwei Meter Erde beschweren.

Ja, so dunkel war auch die Nacht jenseits der Gefängnismauern, daß man das kleine, vergitterte Fenster hoch oben unter der Decke, das tagsüber ein spätlisches Licht, ein trauriges und mühternes Licht spendete, kaum zu erkennen vermochte.

Trotzdem brannten die Augen des Mannes. Und ganz vergeblich erheute er den Schlaf, der ihm für kurze Zeit Vergessen schenken, ihn von seiner Dual befreien sollte.

Nein — er konnte nicht schlafen. Er dachte an das, was er verloren, und sein Herz häumte sich auf. Sein Herz zog sich zusammen und jagte das Blut in harten Stößen durch die Adern, daß er es singen und rauschen hörte. Daß etwas heiß und feucht in seine Augen steigen, von dem er sich schämte, sich einzugestehen, daß es Tränen wären.

Das, was der Mann verloren hatte, war — die Freiheit.

„Was ist Freiheit?“ grübelte der Mann.

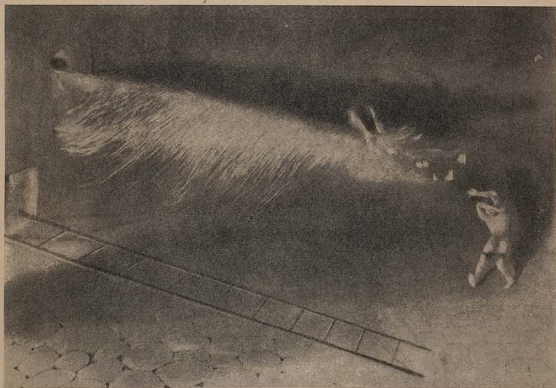
Tausendmal, hunderttausendmal hatte er dies Wort im Munde geführt, in seinem bisherigen Leben, ohne mit ihm einen bestimmten Begriff zu verbinden, ohne sich dabei etwas zu denken. Es gab ja nicht nur eine Freiheit — ungezählte Freiheiten gab es und jede bedeutete etwas anderes. Es gab die Freiheit der Kunst und die Freiheit der Gedanken, die Freiheit der Arztwahl bei den Versicherten und die politische Freiheit eines Volkes. Bei ungezählten wichtigen Anlässen, am Bierisch und im Kegellub, wurde dieses Wort gebraucht und mißbraucht und zur armseligen Scheidemünze entwertet. Und seines eigentlichen, heiligen Sinnes beraubt. Nein, er hatte nie gewußt, was Freiheit war. Aber jetzt — jetzt wußte er es.

Freiheit, dachte der Mann, das ist: an einen solchen milden, warmen Spätsommerabend, wie er wohl heute draußen über die Erde hinabgesunken ist, seine Wohnung verlassen dürfen und sich irgendwo am Wiesende, vor den Toren der Stadt, hinlegen, dem einträglich-gärtlichen Lied der Grillen lauschen und sich mit den Blicken an die weite Unendlichkeit des Himmels verlieren dürfen. Freiheit, das heißt, mit einem geliebten Menschen die Schönheit der Welt und die süße Trauer

dieser Welt in sich aufnehmen, in sich hineintrinken, jederzeit die warme Nähe dieses Menschen spüren und wissen: was auch geschieht — hier ist einer, der mit mir fühlt, der zu mir gehört. Der meine beschiedenen Freuden teilt und mir die Sorgen tragen hilft, die mich bedrücken. Der mit einem Kuß oder mit einem Lächeln von mir nimmt, was mich belastet, und mit leisen, zärtlichen Händen mir die Falten aus der Stirne streicht. Freiheit, das ist das Recht, sein Dasein und des Alltags flüchtige Stunden nach eigenem Willen zu regeln und zu erfüllen, sein Schicksal zu schmiden und seine Zukunft zu formen. Ungehindert sich bewegen zu dürfen, gebunden lediglich durch die Pflichten der Arbeit, des Berufs, durch die Vorschriften des Rechts, der Sitte und der Gesehe.

„Es läßt sich nicht definieren, nur fühlen, was Freiheit ist“, dachte der Mann in der Zelle. „Und es läßt sich ganz erschließen erst dann, wenn man die Freiheit verloren hat. Wenn eines Kerkers Mauer uns umschließt und ein anderer Wille mächtig in den unsren hineingreift, uns hindert, das zu tun, was wir so gern tun würden, das zu lassen, was wir so gern lassen wollten.“

„Es ist mit der Freiheit wie mit dem Beut“,





Südliche Küste

Hans Thoma

dachte der Einsame. Solange zu jeder Mahlzeit ein Korb mit süßchen, köstlich duftenden Brotschnitten auf unserm Tisch steht, nehmen wir es, genießen wir es wie etwas Selbstverständliches, danklos. Und erst wenn einmal der Hunger in unsern Eingeweiden wühlt, wenn wir seit Tagen keinen Bissen über die Lippen gebracht haben, dann erst erleben wir, was das Brot für uns bedeutet: dieses alltägliche, einfache, ganz gewöhnliche Brot."

Dem Mann in der Zelle stieg plötzlich eine ungeheure Bitterkeit, eine grenzenlose Verzweiflung in der Seele hoch. Er fragte sich nicht, ob er zu Recht oder zu Unrecht hierher geraten sei. Er wollte es nicht entscheiden, es erschien ihm unwichtig in jeder Beziehung. Wichtig war nur das andere: die nackte, brutale Tatsache und die Gewisheit, daß er dies so plötzlich veränderte Dasein, diesen Verlust der Freiheit nicht länger ertragen könnte. Nicht einen Tag, nicht eine Sekunde länger.

Einen Augenblick noch gingen seine Gedanken hinüber zu seiner Frau, zu seinen Kindern. Er versuchte sich vorzustellen, wie sie sich um ihn sorgen und grämen würden, wie schwer sich ihr Leben gestalten würde, bis zur endgültigen Entscheidung über sein Schicksal. Aber gerade diese Vorstellung war es, die ihn in seinen Entschluß bekräftigte.

Man hatte ihm bei der Einlieferung jedes Werkzeug, mit dessen Hilfe er sich irgendeinen Schaden hätte antun können, fortgenommen: das Taschenmesser, die Nagelschere, den Epiegel. Nur eines hatte man vergessen — die Hofentträger.

Der Mann erhob sich vorsichtig und geräuschlos von seinem Lager. Im Dunkeln fand er, was er suchte, und mühseliger als er erwartet hatte, gelang es ihm, diese Hofentträger am Gitter des Fensters festzunäpfen.

Nach entfloßen legte er die Schlinge um seinen Hals — der große Sprung in die Dunkelheit konnte erfolgen ...

Aber dieser Erfaß eines hängenen Strickes ertrug nicht die Last des schweren Körpers. Hart fiel der Mann auf den Boden. Und plötzlich wurde es ganz hell um ihn.

Er sah seine Frau — lächelnd, halb und halb besorgt beugte sie sich über ihn.

"Aber Willi!", jagte sie, "was für verrücktes Zeug mußt du zusammengeträumt haben, daß du wie ein kleines Kind aus dem Bette fällst."

Er gab keine Antwort. Er mußte sich erst zurechtfinden. Sah seine Frau an, mit Blicken, die aus einer ungeheuren und furchtbaren Ferne zurückkamen. Mit leeren und furcht-erregenden Blicken.

"Was hast du nur?" fragte die Frau entsetzt.

"Ein schlechtes Gewissen", erwiderte der Mann, und ein kalter Schauer rieselte über seinen Rücken, während er bebend in sein Bett zurückkroch.

Kleine Ursachen . . .

Im Künstlercafé saßen ein paar Librettisten und Komponisten bei ihrer gewohnten Rummypartie.

Plötzlich schmiß einer der Libret-

tisten seine Karten hin und rief aufgeregt: "Moment, meine Herren, ich hab' grad einen sehr netten Einfall für ein Libretto, den muß ich mir sofort notieren!"

Erschrocken und holte ein ver-

wittertes Notizbüchlein heraus.

Da meinte sinnend der alte Journalist B.: "Das ist doch eigentlich ein Wunder, heute noch eine kleine, unbedeutende Operettentidee — die Ein-

gebung eines Augenblicks — und in ein paar Monaten wird aus dem kleinwüchsigen Einfall schon eine Riesenspleiße mit hunderttausend Schilling Defizit geworden sein!"

R.



Dr. jur. Otto, Junges, mittlere Alters, unterhielt eine kleine Anwaltskanzlei und in dieser als Sekretärin Fräulein Eläre Mayer, das ungeheuer tüchtig war und zum dem hübsch. Ihm jedoch, da er äußerst gestreut war, entging, daß sie hübsch war. Er sah sie nicht — wie man das Glas der Scheibe nicht sieht, durch die man wichtige Vorgänge draußen beobachtet, spürte sie nicht, wie man sein Scherzgericht nicht spürt. Tüchtig war sie, so tüchtig, daß seine Kanzlei ohne sie nicht denkbar gewesen. Ja, wäre Otto nicht so gestreut gewesen und hätte er einmal scharf nachgedacht: sein Leben war (da sein Beruf sein Leben war) ohne Eläre Mayer nicht denkbar.

Ihm aber stand als Junges und Privatmann der Sinn nach einem Fräulein Merlin, einer strahlenden Dame, die jüngst im Städtchen eine Verlagsbucherei moderner und allermoderner Autoren eröffnet hatte. Dem Doktor, einem großmütig bedachtamen Naturell, prädestiniert wie kaum einer für die tieferschöpfenden Wirkungen moderner Literatur, entging es trotz seiner Zerstreuung nicht, daß Fräulein Merlin um ein Erstklassiges höher erstreckte, als das Lächeln betrat, doch ihm kam nicht der schwache Verdacht, dies könne nur dem Abonnenten in ihm gelten. So konnte es denn geschehen, daß es, völlig geräuschlos zwar und kaum von den Beteiligten selbst recht bemerkt, zu einer schlappen Doktor Otos kam. Der harmlose Vorgang spielte sich mitten im Lächelnsluß ab, als Otto schnell noch eines Buches, der abendlichen Beschlüsse, bedachte. Verächtlich um hastigen Wahlen berührte seine Hand das weiße Händchen der Strahlenden, und er, gestreut wie er nun einmal war, zog es galant an seine Lippen. Die Strahlende aber versetzte ihm ganz nebenhin einen kurzen Klops, der seinen kleinen Finger streifte. Dabei sah sie ihn flüchtig an und, ebenso flüchtig, empfieng Otto den schwachen Eindruck, daß sie so sonntagsbüchisches Gestalt in Wirklichkeit kalschnadig bis ins Mark war. Doch, wie gesagt, er hatte den unscheinbaren Vorgang schon vergessen, als Fräulein Merlin strahlend wie stets zur Tagesordnung, nämlich zum Lächelnsluß, überging.

Ein anderes war's um Eläre Mayer. Ihrem Scharfzinn war die Passion des Doktors nicht entgangen; sie litt wie nur je das schwärmerische Herzchen einer für den Chef erbeuteten Angestellten, der aus Zerstreuung ihrer nicht acht hat, zu leiden vermag.

Es gab viel zu tun, und Otto kam nicht zum Lesen. Kam er jedoch, abends solid und einsam in seinem Bette liegend, dazu, so hatte er selbstamweise keine Lust, das neue Buch gerade heute anzuberehen, und vertiefte sich lieber in eine Feltung. Darüber verging im Abonnement bald der Monat, der neue Monat brach an, und eines Tages stand Eläre Mayer in der Tür und sprach mit einer Stimme, die

nicht ins engere Getriebe der Kanzlei gehörte: „Am Telephon ist die Bäckerei Merlin, Herr Doktor möchte sein Abonnement erneuern!“ War es das Tremolo der Stimme, war es der feuchte Glanz der rehrbraunen Augen, was den Doktor bei dieser Meldung ablenkte, er sah das Fräulein an und sagte zerkent: „Ja, ja, gewiß“, während ihm unklar aufstieg, daß mit dem Tremolo und dem gewissermaßen feuchten Schimmer rehrbrauner Augen ein Streich von Bärtlichkeit ins Zimmer gekommen war. Aber er dachte darüber nicht nach.

Vier ganze Wochen vergingen, der Teufel mochte wissen, wie es zuging, Otto kam nicht zum Lesen. Eines Tages stand jodensfalls wieder das Tremolo in der Tür und sagte diesmal mit sanft erlauteter Ironie: „Am Telephon ist die Bäckerei Merlin...“ Und wieder der feuchte Glanz rehrbrauner Blicke...

Der Doktor hatte die unklare Empfindung, diesen, genau diesen gleichen angenehmen Augenblick schon einmal erlebt zu haben. Er stieg den Kopf in die Hand und sann darüber nach, obne jedoch, da er ja viel zu gestreut war, zu einem Ergebnis zu kommen. Die kleine Reise, die er bald darauf unternahm, dehnte sich in die Länge, und als er endlich wieder in seiner Kanzlei stand, war es auch nur für diesen einen Tag, denn mit dem morgigen war er entlassenen, endlich den lang hinausgeschobenen Urlaub anzutreten. Mit dem nicht dem Getriebe der Kanzlei zugehörigen Tremolo der hübschen Stimme meldete aber Eläre Mayer, daß die Bäckerei Merlin (sie lächelte) diesmal darauf bestche, Herrn Doktor persönlich zu sprechen. Aus der Mäusel Klang ertregt ein Nehegenpelp, durch dessen strahlende Kaben ein müßvoll verhaltenes Kräusen krasse — vier Monate Abonnementgebühren macht so um viel... das Buch als solches kostet... ergo wäre der Herr Doktor besser gefahren, er hätte sich's gleich im Laden neu gekauft... Verschwendung, Unannehmlichkeit, Eschlamperci... o bitte sehr, danke sehr, Herr Doktor. Obgleich sich Otto an die Seiten geschlagen und lachend versprochen hatte, selbstverständlich noch heute nachmittag vorbeizukommen und alles zu erledigen, — gestreut wie er nun einmal war, vergaß er es.

Als er von seinem Urlaub zurückkehrte, stand, mit ihrem süßesten Lächeln um das samtene Mäulchen, Eläre Mayer mit einer Gerichtsverhandlung in Händen da... die Bäckerei Merlin hatte gelacht. Da aber Herr Doktor die letzte Zeit nicht zu erreichen gewesen, sei inzwischen der Pfändungsbefehl ergangen. Zorn erfaßte den Chef, er funkelte die Angestellten an: „Zum Donnerwetter, warum haben Sie denn nicht das Buch einfach...“

Die reizendste Verwirrung überzog in rosigter Weise das hübsche Antlitz Fräulein Mayers, und ihre Hände, die den amtlichen Zettel hielten, begannen zu zittern. Das Buch lag ja auf seinem Nachtschisch, fiel ihm ein.

„Aber da muß man ja sofort —“

„Ja freilich“, sagte Eläre, „da muß man sofort“ — ihre Blicke trafen sich; Nachtschischen, Wiedererlebensfreude, geheime Sehnsucht der Eläre, Angst vor der Pfändung — alles verwirrte sich und wirbelte durcheinander und bewirkte jäh jenes Wunder, daß Otto plötzlich wie aus einem Traume zum hellen Bewusstsein erwachte. „Aber da muß man ja sofort...“ wiederholte er etwas blöde und schloß die zitternde Eläre — sofort — in die Arme.

Nach einer kleinen Weile, in der der Doktor, aus aller Zerstreuung erwacht, ungefähr folgendes dachte: nicht zu merken, was mit mir los war, das kommt von den tieferschöpfenden Wirkungen moderner Literatur... zwitscherte Eläre:

„War es wenigstens interessant, das Buch?“

„Ich hab's zwar nicht gelesen, das Buch, doch war's eine schwere Lektüre. Du siehst, was es gebraucht hat, bis sie sich endlich kriegen!“

Am selben Tage noch wurde, aus Angst vor der Pfändung, die Bäckerei Merlin von einer Dame betreten, die das Unmögliche zuwege brachte, stärkte als die Merlin selbst zu strahlen. Alle Verbindlichkeiten wurden beglichen, und Doktor Otto — der Merlin Gestalt erlebte — als Abonnent für die Zukunft gestrichen.



Urwald-Symphonie

Sendend brennt die Tropen Sonne auf die Urwaldblühtung.
Im Schatten eines Affenbrotbaumes ruht eine Gazelle.
Papageien kreischen, Affen tollern in den Zweigen, und eine Kobza hängt träge im Geäst des Drachenbaumes.

Orell trompetend stürzt ein Elefant aus dem Dickicht.
Die Gazelle flüchtet, und mit mächtigen Sprüngen heßt ihr ein Löwe nach... Jüngendwo teilen sich die Büsche.

Ein Jäger, der Büsche schußbereit im Arm, erscheint an der Spitze einer Eingebornenkar.

„Wo ist der Gefangene?“ fragt der Jäger, und der Häuptling der Wilden zeigt mit weitausholender Gebärde auf einen gefesselten Akaber, den man in die Mitte der Lichtung schleppt.

Der Jäger weist dem Gefangenen einen haßgefüllten Blick zu.
„Vergeßt nicht“, ruft er, „daß er die Kose des Urwaldes, die Kose der Wildnis, den König Matombe ausgeliefert hat!“

Die Wilden heulen auf und der Akaber zerrt verzweifelt an seinen Fesseln.

„Vergeßt nicht“, gellen die Worte des Jägers, „daß der Schurke Verachtens euer Hütten und Dörfer verbrannt, daß er eure Väter, Mütter, Brüder und Schweftern als Sklaven verkaufte... Vergeßt es nicht!“

Der Jäger schultert das Gewehr, einen letzten, langen, drohenden Blick wirft er dem Gefangenen zu, dann verschwindet er im Schatten des Boabob.

Ein Schreien, Loben, Brüllen zerreißt die Luft, tausend blutiger Leinwand scheinen losgelassen, schwarze Körper winden sich gleich Schlangen, Asagaie und Keulen wirbeln durch die Luft, bis endlich ein unmenschlicher Schrei aufgellt und der Gefangene zu Boden sinkt.

Nach flackert ein Feuer auf, und die entfesselte Herde rüstet zum karnibalistischen Mahl.

Da stürzt ein Mann im Tropenanzug zwischen die wildtöbende Schaar und brüllt, das dämonische Getöse überhörend:

„Was — was soll das heißen? Ist das alles?“

„Was sonst, Massa?“ fragt der Kannibalenhäuptling, seine weißen Zähne zeigend.

„Das nennt ihr Mutter?“ schreit der Mann im Tropenanzug. „Einfach toschlagen und aufessen, das kann jeder Trottel... Euch mag es genügen, aber mir ist es zu wenig! An den Mutterpfahl müßt ihr ihn binden!“

„Mutterpfahl?“ rollt der Kannibalenhäuptling die Augen.

„Mit Messern müßt ihr werfen —“

„Messertwerfen —“

„Und skalpieren müßt ihr ihn!“ geistert der Mann im Tropenanzug. Plötzlich reißt dem Kannibalenhäuptling die Geduld.

„Ja — ja — was fällt Ihnen denn ein?“ schnauzt er den Mann im Tropenanzug an, „wir haben mit unserm Elefanten, dem Löwen, der Kobza, den Affen und der Gazelle schon für Pathé, Fox und die United-Artists gefilmt und alle waren zufrieden mit uns — und Sie wollen nörgeln? Ich mache Sie aufmerksam, daß Sie allein schon mit Ihrer Honorarschinderei gegen den Kollektywvertrag verstoßen haben, ganz abgesehen davon, daß Sie ein karnibalistisch schlechter Regisseur sind! Wir würden uns ja vor dem Kinopublikum der ganzen Welt blamieren, wenn wir uns benehmen wollten, wie Sie es sich vorzustellen beliebt! Mitten im düstesten Afrika sollen wir uns benehmen wie Sioux-Indianer? ... Herr, bei Ihnen werden organisierte Kulturfilmindustrieller nicht mehr filmen, dafür lassen Sie mich sorgen... In Afrika sind Sie erledigt... Good bye, drehen Sie sich Ihren Krokodilsmist allein! ... Sie Europäer!“

Ruboy

Das Programm

Im Gebäude eines derzeit geschlossenen Wiener Rauchtheaters befindet sich ein sehr beachtliches Restaurant.

Ein äußerst frequentiertes Restaurant, dessen ausgezeichnete, billige Küche von jedermann geschätzt wird.

Kommt dieser Tage ein Herr mit dem Wirt ins Gespräch.

„Ich“, sagt der Herr, „ich an Ihrer Stelle, ich würde das Theater wieder eröffnen... Sie sind der geeignete Mann dazu... Mit Spezialitäten hat man noch immer ein Geschäft gemacht!“

„Ich weiß nicht?“ zweifelt der Wirt, „das Publikum hat kein Interesse für die Kunst — und gar so leicht ist es auch nicht, ein geeignetes Programm zusammenzustellen!“

„Kunst? ... Programm? ...“ sagt der Herr erstaunt, „das kann Ihnen doch egal sein... Ihr Gulasch, Herr Wirt, Ihr Gulasch ist die Hauptsache!“

H. K. B.

Frechheit

Frechdachs meldet seinen Besuch an.

„Die gnädige Frau sitzt im Bad.“

„Das macht nichts, Ich kann schwimmen.“

i. h. r.



Rückkehr von der Skipartie

Der Direktor: „Was, eine Rechnung über 20 Mark? Ja, habt ihr denn während meiner Abwesenheit eine Prunkoperette ausgestellt?“

Die Spanier sind nicht einig —

Anton Leidl



ob sie ihre Regierungen nach dem von der französischen Revolution erfundenen System



oder nach der 1933 von Kuba entwickelten Manier stürzen sollen

deshalb ist das Land so unruhig

Paul ist unsicher

Von Fritz Schild

„Es gibt nichts Lächerlicheres als einen eifersüchtigen Mann“, sagte Paul zu seinem Freund, der ironisch verziehend lächelte. „Ich habe mich auch immer bemüht, diesen, leider so gebräuchlichen Unfinn nicht mitzumachen. Was mir, wie du zugeben wirst, bisher restlos gelungen ist. Nun aber diese Geschichte mit Eisa! Ich bin ja gewiß auch da nicht eifersüchtig. Aber irgendwie unsicher bin ich geworden. Wenn sie zu mir kommt und ihr Gesicht eine etwas stärkere Röte aufweist

als sonst, ihr Haar ein wenig in Unordnung geraten ist, so fühle ich so eine dumme Beklemmung. Ist sie ausgelassen lustig, so verstimmt es mich. Wer ist der Urheber dieser Ausgelassenheit? Ist sie melancholisch nachdenklich, so irritiert es mich. Wer ist schuld an dieser Melancholie? Erzählt sie mir von kleinen, harmlosen Abenteuern, die sie erlebt, denke ich, daß sie das nur tut, um mich in Sicherheit zu wiegen. Erzählt sie mir nichts, dann weiß ich, daß sie mir die schrecklichsten Dinge verheimlicht. Ist verbringt sie Stunden bei ihrer Schneiderin. Ich weiß, daß die Frauen heute nicht mehr mit so ungeheuerlichen Ausreden arbeiten, und doch traue ich dieser

Schneiderin nicht. Eicht mich Eisa naiv an, dann deute ich das als Schuldverweisung. Eifersüchtig bin ich ja nicht, aber irgendwie ...“

Paul legte sein rundliches Gesicht in vorwurfsvoll geradete Falten. Der Freund lächelte. Das entbot ihm einer weiteren Antwort.

Vier Wochen später saßen sie einander wieder gegenüber. „Bist du noch immer eifersüchtig?“ fragte der Freund.

Paul sagte beleidigt: „Ich war es nie!“

„Bist du noch unsicher?“ verbesserte sich der andere.

Paul lächelte überlegen: „Eifersucht ist sinnlos. Ich befinde mich in vollkommenem geistlichen Gleichgewicht.“ „Und wenn Eisa gerötet ins Zimmer tritt, wenn sie sich ausgelassen und melancholisch gebärdet, wenn sie immer wieder zu ihrer Schneiderin geht, wenn sie naiv tut oder den Blick abwendet?“

„Das alles kann meine Gefühlsfreiheit nicht stören.“

„Ja, wie ist denn plötzlich ein solcher Gefühlsumbruch eingetreten?“

„Nichts ist lächerlicher als ein eifersüchtiger Mann. Eisa würde man entweichen, wenn man sich von so lächerlichen Gefühlen beherrschen ließe. Sie ist eine ganz seltene Frau! Ich lasse sie jetzt von einem Detektiv überwachen!“

IRRTUM

Caruso fuhr feinerzeit von Capri nach Köln.

Unterwegs stieg einer ein. Stellte sich vor:

„Mag Meier mein wertter Name.“

„Caruso“, erwiderte der große Sänger.

Mag Meier staunte Bau kloher.

„Der berühmte Mann?“ vers gewisserte er sich.

„Ich glaube.“

Caruso lächelte geschmeichelt. Mag Meier atmete Ehsfurcht und sagte:

„Ich habe schon viel von Ihnen gelesen — von Robinson Caruso — welche Ehre, einen so berühmten Weltumsegler kennenzulernen — und wie geht es Ihrem Freund Freitag?“

j. h. r.

RECHNEN

Der Lehrer prüft die Kenntnisse im Rechnen.

„Wieviel ist die Hälfte eines Viertels?“ fragte er.

Der Schüler sagte:

„Nicht, Herr Lehrer.“

j. h. r.

Josef Gels



In 100 Jahren der Held von 1000 Büchern

Kaspar Hauser: „Gönnen Sie mir endlich Ruhe, ich weiß selbst nicht, ob ich ein Prinz bin, oder nicht.“
Herr Memoirenschreiber: „Um so besser, desto länger wird man von Ihnen zehren können.“



Paul de Kruif, Kämpfer für das Leben. (Im Verlag Ullstein, Berlin.)

Es scheint, als hätte dieser Stoffkreis auf diese Darstellungsweise gewartet. Die Irrgänge Bantings, der das Insulin in demselben Augenblick entdeckt hat, wo er verzweifelt den ganzen Laboratoriumskram hinter sich läßt und die Bahn besteigt, die Fesselung des „bleichen Dämons“, des Syphilisregers, durch Schauglühbirne und Wagner-Jauregg, — das alles, exakte Wissenschaft, wird erzählt mit der Wucht und Gegenwärtigkeit glühender Dichtung. Sagt man noch, zu all dem sei auch der mitreißendste Humor in dem Buch, so bleibt nichts anderes mehr übrig, als de Kruif zu lesen.

Dr. H. A. T.

Svend Fleuron: Kallus, der Ameisengeneral. (Eugen Diederichs Verlag, Jena.)

Der dänische Meister der Tiergeschichte schildert hier das Treiben im Ameisenstaat mit seinen verschiedenen Berufskasten, den Arbeitstieren, Sklavengängern, Bauarbeitern und Brutpflegern, die alle nur ein Ziel vor Augen haben: Das Wohl des Staates. An Hand der Lebensgeschichte des Abenteurers Kallus, eines Kriegers- und Raufhelden, versteht es Fleuron, den naturwissenschaftlichen Stoff anschaulich abzuwandeln und vergleichende Parallelen zum menschlichen Leben zu ziehen. Wenn auch die Schilderung formal nicht ganz in sich geschlossen ist, so fesselt dies Büchlein doch stärker als mancher dicker psychologisierende Roman.

Karl Kurt Wolter

Friedrich Schnack: „Klick aus dem Spielzeugladen“. Roman für das große und kleine Volk. 193 Seiten. Insel-Verlag, Leipzig.

Friedrich Schnack, der schon in seinen „Goldgräbern in Franken“ auf recht poetische Art ein Stückler-Jungenromantik zu geben verstand, hat nun ein neues Buch geschrieben, in dem nicht nur Kinder vorkommen, sondern das auch für Kinder gedacht ist. Und wenn nicht alles trägt, werden diese eher auf ihre Kosten kommen als „das große Volk“, das der Dichter auch unter seinen Lesern wissen möchte, denn dieses wird doch mancherlei Gemeines und auch Bekanntes in der unbekümmerten Erzählung finden müssen. Daß Klick nämlich, der arme Bub eines armen Spielwarenladen-Buchhalters, nicht nur ein Los kauft, sondern daß dieses auch einen Hauptgewinn einträgt, daß

ferner Klick diese wichtige Urkunde bei einer Schneeballschlacht verlieren muß, um später wie weiland Emil und seine Detektive dahinter her zu sein — das will nicht recht munden. Sehr reizvoll aber und durch das Auge eines echten Dichters gesehen sind mancherlei Einzelheiten und Gestalten, so der Hustenonkel, der eine kleine Tierhandlung mit Papageien und Springmäusen hat, die Zeitungskrau Mittwoch und ihre tapfere kleine Nichte Ali, und vor allem Klick selbst, dieser aufgeweckte lebensstüchtige Junge, der sich niemals unterkriegen läßt und fröhlich seines Weges geht. Und um solcher tapferen Heiterkeit willen wird man über alles Kindlich-Unwahrscheinliche schließlich doch noch hinwegsehen können.

Karl Ude

STOLZ

Tell hat Telefon.

Zeit geftern.

Tell ist mächtig stolz darauf.

Erstift einen.

Sagt zu ihm:

„Rufen Sie mich gelegentlich an.“

„Haben Sie Telefon, Tell?“

Meint Tell empört:

„Das wissen Sie nicht? Ja,

lesen Sie denn kein Telefon-

buch?“ j. h. r.

Seller



Der Protz

„Fahren Sie auch Ski, Herr Meier?“

„Selber nicht! Aber ich habe mir dafür den jungen Mann da draußen engagiert!“

Eine Bibliothek für Politik und Wissenschaft von seltener Vollständigkeit ist Umstände halber zu verkaufen

a. a. Die große Politik der Europäischen Kabinette, 49 Bände; Die Geschichte des Weltkrieges (Werk des Untersuchungsausschusses) 4 Bände; Der Weltkrieg (herausgegeben von Reichsarchiv) 8 Bände; Die Ursachen des deutschen Zusammenbruchs (Werk des Untersuchungsausschusses) 16 Bände; vollständiger Deutscher Geschichtskalender von Putz (Felix-Neuner-Verlag); vollständiger Schweizer Europäischer Geschichtskalender (Felix-Neuner-Verlag); Handbuch der Staatswissenschaft, Handbuch der Rechts- und Staatswissenschaft, Memoiren, Gesamte Werke, Lexikon, Bibliothek, gesammelte Jahrgänge wichtiger Zeitungen, die wichtigsten europäische schone Literaten

Anfragen unter T. B. 1721 an die Expedition der Münchner „Jugend“

Gebrauche

ADRESSIERUNG

wird preiswert abgegeben

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 101

Insrieren bringt Gewinn!

Neurasthenie

Nervenschwäche, Nervenzerrüttung, verb. mit Schwächen d. best. Kräfte, Wie ist dieses v. ärztl. Standpunkte aus ohne wertlose Gwaltmittel zu behandeln u. zu heilen? Jeder, der jemals, ob jung oder alt, ob noch gesund oder schon erkrankt, (ieg. Lissendg. v. M. 1,50) in Briefmarken zu beziehen vom Verlag Silvana 66, Herisau (Schweiz).

30 Fl. feinste Weine

9 Sorten 36 Mk. franko Nachnahme.
Kappesser Ww., Hahnheim 53
b. Nierstein

SCHRIFTSTELLERN

bietet große Buchdruckerei mit angegliedertem bekanntem Verlag für wissenschaftliche oder belletristische Werke sehr vorteilhaft

VERLAGSVERBINDUNG

Anfragen unter Literaria 846 an die Expedition der „Jugend“, München, Herrnstraße 10.



Bold

Symphonie im Parkett

Von Weare Holbrook

Es gibt gewisse standhafte Musikfreunde, die sich bei bestem Willen mit dem Radio nicht anfreunden können. Sie mögen zugeben, daß die Konzertprogramme gut ausgewählt, die Exécution technisch vollkommen und ein Lebensgefühl zu Hause bequemer ist als ein Galeriestuhl im Konzertsaal — aber, so wenden sie ein, es ist doch nicht das Richtige. Es fehlt die gefühlsmäßige Atmosphäre, die Massenwirkung des Konzerts, es fehlt, kurz und gut, das Publikum!

Ein Veteran des Konzertsaals kommt sich vor dem Lautsprecher in der Tat wie der treue Anhänger einer Fußballmannschaft auf einem menschenleeren Sportplatz vor. Wenn das Finale eines Musikstücks verklängt, erschauert er in dem Bewußtsein, daß kein noch so kräftiges Applaudieren die schwügenden Künstler zu einer Zugabe veranlassen und daß er nicht das geringste dagegen unternehmen kann, daß dem Konzert in einer Minute der Wetterbericht folgt.

Was der eingetragene Konzertbesucher aber in der allerhöchsten Weise vor dem Radio vermisst, ist die Möglichkeit, seinen Nachbarn durch „Mits“ aller Abstufungen Schwärzen zu gebieten. Jahrelange Erfahrung machte ihn zu einem Meister in dieser Kunst und in einem auch nur einigermaßen besuchten Konzert gibt es stets würdige Gegenstände solcher Zurechtweisung. Zwischen Mits-Rufen und Applaudieren ist der wahre Konzertliebhaber ebenso geschäftig wie der Mann auf dem Podium, der die Kesselpausten spielt — und er hat seine Freude daran. Es versteht ihn das Bewußtsein, selbst ein Teil des Orchesters zu sein. Denn unter Veteranen des Konzertsaals ist eine Mischung von Büttel und Überspieler des Beifalls, der sich selbst in das Amt des Beifahrers der Dichtung einreicht hat. Im Bereich der Musik sind die Verbraucher ebenso temperamentvoll wie die Erzeuger. Toscaninis wildeste Leidenschaft erreicht nie die Enttäuschung des älteren Herrn in der 17. Parkettreihe, Sitz Nr. 37, über die schokoladenabende junge Dame in der 16. Reihe, Sitz Nr. 24.

Und es gibt nicht wenige Konzerte, bei denen die Zuhörerschaft eine bedeutendere Rolle als das Orchester spielt — und häufig auch hörbarer ist als dieses. Angesichts der vielen neuen musikalischen Experimente, die uns heute dargeboten werden, muß es überaus, daß noch kein Kompenis es unternommen hat, den gewaltigen Tonanwurf, den so ein Konzertpublikum hervorbringt, härtend zusammenzufassen, ihn in Fugen zu zerlegen und dem einzelnen Konzertbesucher die Möglichkeit zu geben, sich, ohne von Bruch, Bruch oder Bruch in föhrender Weise unterbrochen zu werden, auf seine Weise zu entfalten.

Um nicht allzu unbestimmt zu sein, biete ich hier den Grundriss zu einer Symphonie mit dem Titel „Connaedenachmittags“ dar — ein Werk, das Schuberte „Unvollendeter Symphonie“ den Rang ablaufen sollte, da es noch nicht einmal angefangen werden ist. Es ist für ein Orchester von 426 Zuhörern komponiert.

Die Symphonie in ihrer Gesamtheit stellt ein Tongemälde der Geschichte der Neuen Welt dar. Im Einleitungsatz, der melodisch die Ankunft der ersten weißen Siedler schildert (Tante Calalia mit ihren zwei Nichten), hören wir den Rhythmus des Aufklappens der Ehe, der an den dumpfen Schlag indischer Kriegstrommeln gemahnt, begleitet von Anrufen der Verurteilung (Tante Calalia hat Frau Maier am anderen Ende des Saales erkannt, aber Frau Maier hat Tante Calalia noch nicht erkannt), womit der Übergang zum zweiten Satz gegeben ist.

Der zweite Satz besteht in Mißlichkeit an zwölf Sägen — weil jeder in der Reihe aufstehen muß, um Tante Calalia durchzulassen. Das ist eine schwierige Wanderung, die an das Vordringen der Pleniore nach Westen gemahnt. Das kuckuckähnliche Mä, das immer wieder auftaucht (Pardon!) wird von Tante Calalia hervorgebracht, während sie sich über die Fehlen der anderen ihren Pfad bahnt. Es ist ein Motiv

der hoffnungsreichen Selbstbehauptung und des Kampfes. Im Hintergrund hören wir das Grollen der Bäume der sich von ihren Ästen Erhebenden und das Quitschen der Eisklappen bringt eine klagende Note in ihren Chor.

Der dritte Satz — vivace scherzando — wird durch ein Solo Frau Maiers eingeleitet, die Tante Calalia erkennt und aufsteht, um sie zu begrüßen. Es wird unterbrochen durch ein „Und wie geht's den lieben Rindern“, dem mehrere Variationen des gleichen Motivs folgen.

Unvermittelt erreichen wir den vierten Satz „Allegretto Garbo“: Tante Calalia hat Frau Maier verprochen, sie am Dienstag nachmittag halb drei zu besuchen, wenn nicht die Lebensnüsse kommen. Der Grundgedanke der Symphonie — nämlich die Geschichte der Neuen Welt — ist abhandeln gekommen. Und ebenso Tante Calalias Augenkläpper. Sie sitzt fortissimo in einem Mann, der ihr mit einem Pappebeder Wasser entgegenkommt.

Zu diesem Zeitpunkt kann es kaum länger übersehen werden, daß auf dem Podium ein Streichquartett aufgetaucht ist, das sich vergeblich bemüht, ein kleines Musikstück Papa Harbns zu Gehör zu bringen. Das Publikum antwortet gleich mit der Gewalt Amerikanischer Musik. Ein Husten, Flüstern, Programmumscheln und bergische Mi-Mi-Aufe ertönen. Ein alter Herr in der siebenten Reihe schneuzt sich maestoso, siebzehn Damen lassen ihre Handtaschen staccato zu Boden fallen und die Nichten der Dampfheizung trommeln obligato. Es ist das Orchester aller. Die Symphonie aller gegen alle.

Bei einiger Sorgfalt in der Gruppierung des Auditoriums können die herausragenden Musiker leicht vollständig entbort werden. Die Programme- und Literaturer würden ganz links, entsprechend den Streichinstrumenten, Platz finden, die Musiker und Musiker links von der Mitte an Stelle der Blasinstrumente, die Schmeurer rechts von ihnen gegenüber den Blechinstrumenten und die Fußstapler und Zäpfchen-Finimterverzeihen an der äußersten Linken. Dann würde der Dirigent das Auditorium an Stelle des Orchesters ins Auge fassen und seine kläglichsten Darbietungen mit seinem Taftstock herausfordern und lenken. Auf Grund einer solchen Anordnung wäre es möglich, Konzerte des Volkes, durch das Volk und trotz dem Volk zu hören. Nichtselbstwürden einige Konzertbesucher auch Gelegenheit haben, herauszubekommen, wie die Vorderseite eines Konzerttickets aussieht. Ich habe schon oft darüber nachgedacht...

(Autorisierte Übersetzung aus dem Amerikanischen.)

Abgereiste Freundin . . .

Du bist nun schon drei Stunden unterwegs:
Die Milnernacht hängt schlüfrig im Couvé.
Du hältst in der Zeitung knabberst Keks,
und zwischendurch tut dir das Herz ein bißchen weh. —

Man kann sich plötzlich auseinanderleben,
Und man es so — Es hat nicht gleich gekracht.
Wohl aber blieb ganz innen etwas kleben,
das trauert nun in diese leere Schlupfunkt-Nacht. —

Weiß Gott die Liebe sollte leichter sein!
An allen Ecken lauern die Probleme
und legen Schlüpfen oder stellen Bein,
damit man nur nicht gar zu eitel Frohsinn käme, —

Na ja mein Kind, du fährst nun mal dahin.
Das Leben geht auf alle Fälle weiter.
Mal ist's total verkehrt Mal hat es Sinn,
Im Durchschnitt ähnelt's der bekannten Hühnerleiter.

Walter C. F. Lierke

Das Gesetzbuch

George A. Carpenter, Richter des Dreizehnten Gerichtsbezirks der Vereinigten Staaten, besuchte einen ihm befreundeten Rechtsanwalt in seinem Büro und versorgte beim Weggehen ein Gesetzbuch auf dem Schreibtisch seines Freundes. Der Anwalt beauftragte seine Stenotypistin, dem Richter das Buch sozgleich zurückzugeben. „Fragen Sie ihn“, murmelte er, „was er damit sagen wollte, daß er mir ein Gesetzbuch auf den Tisch legt?“

Die Stenotypistin richtete die Botschaft aus. „Fragen Sie ihn“, antwortete Carpenter, „wiefo er wusste, daß es ein Gesetzbuch war.“
L. K.

Die Führer des neuen Deutschland

Die nebenstehenden zwei-
farbigen Titelblätter der
„Jugend“ von Professor Karl
Bauer sind soeben als Einzel-
blätter auf Kunstdruckpapier
erschienen.

Preis pro Blatt 65 Pfg., mit Porto 95 Pfg.,
in Passepartout RM. 1.50, mit Porto RM. 1.90



Reichsminister Dr. Goebbels

K. Bauer



Reichskanzler Adolf Hitler

K. Bauer



Ministerpräsident Göring

K. Bauer



Reichspräsident v. Hindenburg

K. Bauer



Reichstatthalter General Ritter v. Epp

K. Bauer



Reichsminister Darré

K. Bauer

In gleicher Ausführung liegen ferner vor
die Bildnisse von

Stabschef Ernst Röhm
Albert Leo Schlageter
Baldur von Schirach
und Horst Wessel

Erschienen bei

G. Hirth Verlag AG.
München, Herrnstraße 10



Reichsarbeitsminister Seldte

K. Bauer



Wochenschrift für Alt und Jung, Verlegt bey O. Hirsh.

1834



1. Jahrgang

Nr. 7

Zum Geleit!

Es sind nun gerade einhundert Jahre darüber verstrichen, denn es war am 7. Januar 1834, als sich trotz der eifigen Kälte vor dem Hause Herrnstraße 10 zu München eine schier unübersehbare Menschenmenge versammelt hatte. Kopf an Kopf staute sich die Masse hinter dem Rücken der zur Aufrechterhaltung der Ordnung aufgetretenen Bürgermiliz, und Tausende von Augen starrten seit dem frühen Morgen erwartungsvoll zum ersten Stockwerk des Hauses empor. Denn hier befand sich der Verlag des „Münchner reitenden Postillon“, eines Nachrichtenblattes, das für den genannten Tag sein erstesmaliges Erscheinen angelegt hatte.

Endlich gegen sechs Uhr abends öffnete sich ein Fenster, in seinem Rahmen erschien lächelnd Redakteur Kammerer, der nun mit den Worten „Auf geht's!“ Hunderttausende von noch druckwarmen Exemplaren des „Münchner reitenden Postillon“ unter die vor Begeisterung tobende Menge warf. Man zog sich bückstäblich um das Blatt, und jeder war glücklich, wenn er wenigstens ein Fetzchen des „Postillon“ nach Hause tragen konnte. Kein Zimmer, keine Kammer, kein noch so kleiner verschwiegener Raum, in dem sich nicht ein Leser oder eine Leserin mit wissenschaftlichen Augen über das Blatt gebeugt hätte. Auch Lola Montez gehörte zu dem Kreis begeisterter Leserinnen, und als einmal verpfunden wurde, den „Münchner reitenden Postillon“ auf die goldene Tablette zu legen, auf der ihr die frühstücksschokolade gereicht wurde, da zischte die feurige Spanierin „Caramba!“

Zimmer höher und höher wurde die Auflage des „Münchner reitenden Postillon“. Druckmaschinen liefen sich warm, Zeitungsträgerinnen brachen unter der Last ihrer Bürde zusammen, und Redakteur Kammerer erkrankte an



Unterernährung, da ihm selbst die Einführung von Nachrichten nicht mehr erlaubte, eine Mahlzeit einzunehmen. So kam es denn, daß der „Postillon“ infolge seiner lawinenhaft anwachsenden Auflage bereits mit Nummer 6 sein Erscheinen wieder einstellen mußte.

Die Verbesserung der Druckmaschinen sowie die technisch-organisatorischen Neuerungen im Verlags- und Vertriebswesen lassen uns nun hoffen, unsere Aufgabe leichter bewältigen zu können, als dies noch vor hundert Jahren der Fall gewesen ist. So haben wir uns denn entschlossen, den „Münchner reitenden Postillon“ wieder in seinem alten Gewande erscheinen zu lassen. Es soll nur ein Versuch sein, ob wir der in Aussicht stehenden Nachfrage zu genügen vermögen. Denn die betriebsfähige Erhaltung unserer Druckmaschinen und die

Gesundheit unseres Redakteurs stehen uns schließlich höher, als materieller Gewinn.

So möge er denn wieder hinausreiten, der „Postillon“, in das weite Land, und alt und jung das Neueste auf allen Gebieten künden! Wir sehen hie mit die vor hundert Jahren mit Nummer 6 abgebrochene Lieferung mit Nummer 7 fort. Jahresabonnements auf das Blatt, die noch aus der Zeit seines erstmaligen Erscheinens bestehen, behalten ohne Nachzahlung bis zum Jahre 1835 ihre volle Gültigkeit! Wir hoffen, daß dieses Zuwachsen bei unserm Leserkreise gebührende Anerkennung findet.

Und nun reite hinaus, Postillon, und blase!

Der Verlag
des
„Münchner reitenden Postillon“.

Die neuen Lieblinge des Münchner Bierparks

Am 5. Degenber fand im englischen Unterhaus eine Debatte statt, die sich mit dem geheimnisvollen See-Ungeheuer von Loch Ness beschäftigte. In diesem schottischen See wurde bekanntlich schon vor Monaten ein Reptil beobachtet, das wohl neben dem Bayerischen Tagelmurm als letzter Vertreter der vorhistorischen Tierwelt gelten darf. Im Unterhaus stellte der konservative schottische Abgeordnete Anstruther-Gray die Frage, ob die Regierung im Interesse der Wissenschaft eine Untersuchung über das Vorhandensein eines Ungeheuers in dem See anstellen wolle.

Nachdem die Angelegenheit nunmehr bis zu diesem Punkt gediehen ist, darf es wohl in staatspolitischem Interesse liegen, der englischen Regierung nicht mehr länger zu verschweigen, daß ihr die

deutsche Regierung ihre schweren Sorgen bereits abgenommen hat. Denn das Reptil befand sich bereits am 23. Oktober im Münchner Tierpark. Ganz heimlich hatte unser rühriger Direktor Heck eine dreiköpfige, aus entschlossenen Münchner Dienstmännern sorgfältig zusammengestellte Fang-Expedition ausgerüstet und nach dem Voch Reh-See geleitet. Nur drei Nächte brauchten die kühnen Männer auf ihren, über das Ufer verteilten Hochstegen auszuharren, als dem Dienstmann Ebenhöfer der Fang des Ungeheuers gelang. Wir lassen den wackeren Jäger selbst über sein aufregendes Erlebnis berichten: „No, i sig' also auf mei'm Baum drob'n und schla' a weng, auf oamoi mach't's unter mir „tsch-tsch“. Bia i ablin', is scho da, dös Quada. I also runter vom Bamm, und padt's Viech im Untergriff. Aber no, mit ara Schlange hab' i's halt no nia z'tuan g'habt, und wia i's am Schwanz umananda wuzel, beißt's ma mein' Stiefl weg. Hät' eahm ja dapagen a kinna, aber der Herr Direktor wollt's lebad hab'n. Also schmeiß' i halt dem Hundling a Sandoll Schnupftabak in die Aug'n, und wia's nacha nix mehr g'lehg'n hat, roll' i's z'samm wia an Stieg'nläufer und verschnür's.“

Als Teppich deklariert wurde das Tier auch verpackt und im Münchner Tierpark eingeliefert. Es erwies sich bei der Untersuchung als weibliches Exemplar

einer Seeschlangenart aus dem Mesozoikum, wie sie noch vor kaum 130 Millionen Jahren nicht allzu selten waren. Nun wollte es aber ein glücklicher Zufall, daß es wenige Wochen vor dem Fang der Voch-Reh-Schlange dem Forstgehilfen Obermayer von Baaritzzell gelungen war, des Tagelmurms habhaft zu werden, jener ebenfalls aus dem Mesozoikum stammenden Riesenechse der bayerischen Alpen. Nachdem sich das

Tier als männliches Exemplar erwies, lag es für den Direktor Heck wohl nahe, Kreuzungsversuche mit den beiden Tieren zu unternehmen. Ein rascher Erfolg belohnte die aufgewendete Mühe, denn schon nach neun Wochen krabbelten vier allerliebste Tagelmurmen, beziehungsweise Voch-Rehchen, um das Muttertier herum. Es bereitet oft und juchhe Freude, die Fütterung der possierlichen Kleinen zu beobachten,



Das schönste und wertvollste GESCHENK!

Die gesunde und praktische
LEBENSWEISHEIT
nach gesammelten Erkenntnissen
der Philosophie vom Altertum bis
zur Gegenwart

Zusammengefaßt in dem Buch
„Für stille Stunden“
durch v. Krepelhuber
450 Seiten in Ganzleinen geb. nur M. 2.85

Zu beziehen durch

G. Hirth Verlag AG., München
Herrnstraße 10

Ein Buch
fürs Leben!

Zur Erbauung
für jung und alt!

**20 verschiedene
Kunstpostkarten**
für 90 Pfg. postfrei
G. HIRTH VERLAG AG.
München, Herrnstr. 10

Rhein- Moselweine - Sekl VVO Schloß Koblenz
Deutscher Wein u. deutscher Sekt aus deutschem Wein



Bekannt durch Güte und Preiswürdigkeit. Verlangen Sie Liste!
Vereinigte Weinproduzenten Koblenz

DIE KUNSTZEITSCHRIFT

„Der Sportfischer“

soll von **jedem waldgerechten** Sportfischer gehalten werden. „Der Sportfischer“ bringt Text- und Bildmaterial aus aller Welt, darunter auch große mehrfarbige Kunstdrucke

1/3 Jährl. RM. 3.—, Jährl. RM. 6.—. Man abonniert bei seinem Briefträger, beim Postamt oder direkt beim



**FISCHEREISPORT-VERLAG
DR. HANNS SCHINDLER,**

Fischerei-Buch- u. Kunsthandlung
München NW. 2, Karlsstraße Nr. 44
Tel. 396160

Georg nahm sein Glas, hob erlautend den Kopf, guckte zweimal mit der Schulter und fragte: „Ja, und —?“

In diesem Augenblick erst merkte ich, daß Georg wieder von einer dummen Angewohnheit noch von einem geistigen Defekt befallen war, sondern daß es die Überlegenheit des Alters und somit abgrundtiefe philosophische

Erkenntnis war, die ihn bewog, nie und unter keinen Umständen einen abschließenden Punkt, sondern immer nur ein skeptisches, alle Möglichkeiten offen lassendes Fragezeichen gelten zu lassen. Und daß ihm tatsächlich alle, auch die unmöglichsten Möglichkeiten offen standen, konnte ich schon in der nächsten Woche feststellen.

„Ich bin am Sonntag los gewesen“, erzählte Georg und zog eine Photographie

aus der Tasche, „mit einem Paddelboor.“ „Oratulliere“, sagte ich und nahm das Bild. Dann aber stand ich wie vom Donner gerührt. „Menschenskind“, flüsterte ich und zeigte auf die Photographie und auf das Mädchen, das neben Georg stand, „das ist ja Viesel, meine Braut!“

Georg guckte zweimal mit der linken Schulter und hob erlautend den Kopf. „Ja, und —?“ fragte er.

Die Krankenkasse

Von Fritz A. Mende

Richard Meyer, der langjährige Buchhalter und Familienvater, verließ mit böser Miene das Postamt, in dem er eben den Monatsbeitrag der Privatkrankenkasse „Sorgenfrei“ auf Konto Nr. 2713 überwiesen hatte. Wozu sollte er denn nun schon zwei Jahre lang diesen Beitrag pünktlich auf die eingelassene Glasplatte des Postfachschloßes? Wie er diese Platte haßte. In roter Schrift stand darauf: „Betten und Sofas nur im Spezialgeschäft Pöppelmann, Brückenstraße 14.“ Am liebsten hätte Richard Meyer beim Einzahlen weggeschaut, aber das war nicht mit seinen Prinzipien vereinbar. Wie leicht konnte man eine Mark zu viel hinlegen.

Auch die Kontonummer haßte er. 2713. Hinten eine 13. Quersumme 13. Natürlich. Die Nummer durfte nicht anders heißen. Glücklich rechnete er aus, wieviel er in den zwei Jahren schon auf diese Glasplatte gezahlt hatte, und dumpf stöhnte es in ihm: „Wozu?“ Nicht einmal ein Zahn war locker geworden. Keine Grippe. Nichts. Und früher, vor der Krankenkassenzeit, bestanden seine hauptsächlichsten Zahlungen im Begleichen von Kassenrechnungen.

In einer Art von Weltuntergangsstimmung griff Richard Meyer nach der sorgsam gebetteten Virginia, links oben in der Zuckertafel. Eigentlich hatte er sie erst am Abend rauchen wollen, aber jetzt war schon alles gleich. Während er sich bereits auf den ersten Zug freute, merkte er mit Schrecken, daß seine Zigarrohälter zu Hause liegen geblieben waren.

Ein greulicher Fluch wollte aus ihm heraus, doch die zwischen den Lippen stekende Virginia verhinderte das. Was tun? Herr Meyer und die Virginia verlangten nach Feuer. Kurz entschlossen sprach er einen Herrn an und brachte seine Bitte um ein Streichholz in wohlgelesenen Worten vor. Der Fremde griff in sämtliche Taschen und zog nachsichernd eine Schachtel Zigarren, eine Schachtel Streichhölzer und zwei Feuerzeuge heraus. Dann steckte er sich eine Zigarette in den Mund, entzündete sie sorgfältig mittels eines seiner Feuerzeuge, wandte sich zu dem in gleicher Weise verduftet wie erwartungsvoll dastehenden Buchhalter und Familienvater Richard Meyer, hielt ihm eine geschlossene Schachtel Streichhölzer und zwei geschlossene Benzinfeuerzeuge unter die Nase, beziehungsweise unter die Virginia, sagte: „So

Zeiten

Nachbar in Wien. Ein Gast kommt in die Einsamkeit.

„Eine Flasche Sekt.“

„Sehr wohl, mein Herr.“

Der Kellner geht. Der Kellner kommt zurück.

„Wo ist der Sekt?“ staunt der Gast.

Der Kellner bringt sich zum Dür:

„Verzeihung — — aber die Direktion läßt vorher um eine Anzahlung bitten.“ j. h. r.

Die Ameise

Jemand hat vor kurzem gemerkelt.

„Na“, fragt ihn einer, „was macht Ihre Frau Gemahlin so den ganzen Tag?“

„Meine Frau? O, die ist wie eine Ameise!“

„So fleißig?“

„Nein, sie reut bloß den ganzen Tag herum!“ R.

Aus Amerika

Nach einem Bericht der „Einwanderer Freien Presse“ sind im letzten Jahre mindestens neun Prozent weniger auf Urlaub reise-der Amerikaner über das große Wasser gegangen als 1931.

Allmählich ist es eben selbst für einen Amerikaner kein Vergnügen mehr, sich über Wasser zu halten.



Die Winterfrische

„Nach Garmisch!“ — „Einmal, zweimal?“ —

„Ich fahre allein, wenn ich meine Frau mitnehmen wollte, könnte ich gleich daheim bleiben.“

ist ein Raucher ausgerüstet..." und entschwind mit pädagogisch gezügelter Beauen. Herrn Meyer warde beinahe die kalte und langsam feucht werdende Virginia aus dem Gesicht gefallen, und er hatte das bestimmte Gefühl, als müßte er auf der Stelle zerplatzen, doch hinderte ihn eine Turnmühe daran, die den Beginn der Bürozeit mit lauten Schlägen anzeigte. Das moralische Mimis in Herrn Meyers Seele konnte sich erst am Abend wieder entfalten und tat dies so ausgiebig, daß er nachdrücklich und schlaflos eine able Nacht verbrachte.

Der Morgen sah ihn gefaßt. Bevor er wegging, steckte er sich zwei Schachteln Streichhölzer und zwei Feuerzeuge ein. Da er war ein gelehriger Schüler. So wie gestern jener fleghafte Keel wollte Richard Meyer es künftig immer machen. Aus Mangel an Phantasie war ihm nichts anderes eingefallen, und aus demselben Grunde bezog er das Wort "fleghaft" nur auf das Benehmen des anderen und nicht auf das, welches er selbst plante. Ein gewitzter Psychologe würde hier vielleicht weniger einen Mangel an Phantasie feststellen, als vielmehr einen geheimnisvollen Wiederholungszwang, dem Herr Meyer ausgeliefert war, doch ist das für die weiteren Ereignisse von untergeordneter Bedeutung.

Der erste, der Herrn Meyer um Feuer bat, war sein Chef. Zähneknirschend beugte sich Meyer der Autorität. Dieser Wortbruch gegenüber sich selbst verstärkte seinen Zorn beträchtlich, und als ihn auf dem abendlichen Heimweg ein Unbekannter anredete, gerade in dem Augenblick, in dem Herr Meyer ein brennendes Streichholz in der Hand hielt, um seine gestern ungeraucht gebliebene Virginia zu entzünden, und der Unbekannte Feuer haben wollte, da ahnte Richard Meyer — innerlich hohnlachend — den "fleghaften Keel" nach, ja, übertrat ihn noch bei den Worten: "So ist ein Raucher ausgerüstet..."

Wenig später lieferte das Sanitätsauto einen gewissen Meyer ins Krankenhaus ein. Als er unter den Bemühungen der Ärzte endlich die Augen aufschlug und seine Umgebung erkannt hatte, huschte ein glückliches Leuchten über seine verquollenen Gesichtspartien, und bevor ihn eine neue Ohnmacht übermannte, flüsterte er: „Gegenfrei, Gegenfrei 2713.“

Logik

Louis Cocchini gab in seiner Münchener Zeit ein abendliches Fest, zu dem nur Herren geladen waren. Zu Beginn der Tafel erhob sich der Maler und fragte lachend:

„Liebe Freunde! Es gibt heute abend vorzügliche Weine in Fülle! Ich bitte zu entscheiden: wollen wir sie trinken wie Menschen oder kausen wir das liebe Vieh?“

„Wir wollen sie trinken wie Menschen“, erwiderten die Gäste etwas verwundert.

„Bravo!“ meinte Cocchini vergnügt, „wie werden uns also nach Herzenslust begeben, — denn das alberne Vieh trinkt ja nie mehr, als bis sein bißchen Durst gestillt ist. Prost!“



Stilskrisen

„Wenn ich jetzt meine moderne Wohnung habe, lade ich Sie mal ein, sie anzuschauen.“
„Wenn ich Sie auf meinen Besuch so lange warten lasse, wie Sie mich auf mein Geld für Ihre Getränke, dann wird Ihre Einrichtung bis dahin historisch sein.“

Das behagliche Heim

Dr. Alexander Koch's



INNEN-DEKORATION

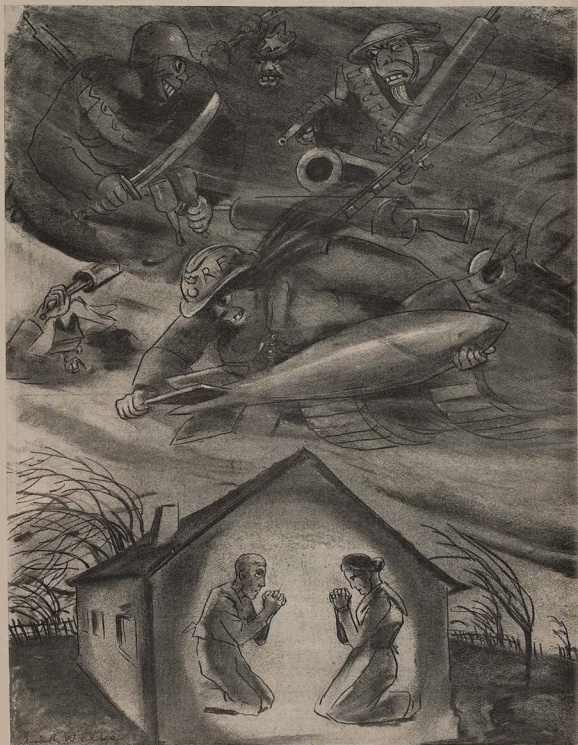
nach wie vor anerkannt-beste internationale Zeitschrift unter Mitarbeit namhafter Architekten über
Neuzeitliche Wohnungskunst

Reichillustriertes Probeheft RM. 2.80 postfrei

Verlagsanstalt Alexander Koch, G. m. b. H., Stuttgart O 42

In den Rauh Nächten

ERICH WILKE



ist die wilde Jagd los. Der friedliche Bürger betet, daß sie an seinem Haus vorübergehen möge